Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 283 (2010)

Artikel: Die Madonna zum Schienenstrang
Autor: Kollbrunner, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Madonna zum Schienenstrang

Damals, als ich Eltern, Schule und mir selber nach Amerika entlief, wurde ich Vagabund. Es ist kein Zweifel daran: Es war ein vogelfreies Bummelleben. Alle Schulweisheit ging zum Teufel. Meine Gehirnzellen füllten sich mit Polizeistationen, Heilsarmeegesängen und Logierhausphilosophie. Mein Magen war die Heimat lauwarmer Kaffeebrühe und Suppenklitsche, und aus meinen Hosentaschen habe ich nie etwas verloren, weil nie etwas darin war.

Das alles hat damals niemanden interessiert. Überhaupt – man kümmerte sich verflucht

* 1895–1932, wanderte in seiner Jugend aus dem Thurgau nach Amerika aus, wo er vorerst einige Jahre das harte Leben eines Tramps führte. Diese Zeit verarbeitete er später literarisch, als er in seiner Wahlheimat als Redaktor Fuss gefasst hatte. 1928 kehrte er in den Thurgau zurück.

wenig um mich. Nur die kläffenden Köter und hie und da ein Konstabler, der gerade nichts Besseres zu tun wusste, schenkten mir etwelche raubauzige Aufmerksamkeit. Die Arbeit schien vor mir zu flüchten wie ein Dieb. Man lachte mich aus, wenn ich nach ihr fragte, und sagte, ich solle arbeiten gehen, wenn ich um ein Stück trockenes Brot bat.

Ich bekam damals von all der äusseren und inneren Not ein schmales, blasses, früh gereiftes Gesicht. Hinter mir schrie und peitschte der Fuhrmann Leben. Ich ging fürbass wie ein Tier am Karren. Und dieser Karren und seine Last waren meine Vergangenheit. In seinen Nischen kauerten tausend unerlöste Sehnsüchte. Seine Last waren die begrabenen, lebendig begrabenen Hoffnungen einer Jugend, waren die Liebesgeschichten und andere Romantik.

Und so kam es, dass ich, aus all diesen Gründen und vom Elend und auch von Wanderlust angetrieben, in meinem ersten amerikanischen Sommer an die siebenhundert Meilen zu Fuss zurücklegte. Das heisst, ich trampelte in erfochtenen oder weggeworfenen Schuhen, mit vielen Abstechern, das Eisenbahngeleise der New York Central Railroad, das da von New York bis ins kanadische Land hineinwandert, Meile für Meile ab. Man hätte mich füglich als den getreuesten Streckenwärter in die Annalen der Eisenbahngesellschaft eintragen dürfen. Die bitterste Not sass mit gekreuzten Armen an jedem Meilenstein. Ich schlief, wo es sich gerade traf: in einem Heuschuppen, hart am Schienenstrang auf platter Erde, im wehenden Gras unter dem hohen Rund des Sternenhimmels. Das Singen und Klingen der Schienen, der Donner des Frühzuges – das war mein Morgenweckruf.

Doch das gehört eigentlich nicht so recht zu dieser Geschichte. Denn, als ich zu ihr kam, durfte ich ja wieder einmal in einem regelrechten Bette schlafen. Und da war für einstweilen alles andere vergessen.

Sie war die Gattin eines kanadischen Offiziers. Diesen aber habe ich nie zu Gesicht bekommen, es sei denn als eingerahmter, stolz uniformierter Held, so wie er an einer Wand im Hause der Frau angebracht war. Er lag nämlich schwer krank darnieder im staatlichen Hospital zu Ottawa. Sie selbst lebte mit ihrer Tochter in einem kleinen, villenartigen Haus ausserhalb Montreals, gegenüber einer Kaserne.

Der Sommer war bereits sattsam in die Herbsttage hinübergeschlummert, und die Kartoffeln hinter dem Haus standen in Reife. Die blassgrünen Stauden trugen bereits ein stark braunes Welken an ihren Enden, und die Krähen flogen am Abend durch den Nebel. Die Frau Offizier sollte also nur noch ein Knechtlein haben, den Kartoffelsegen einzuheimsen. Da kam es ja schon des Weges gestromt. Und mag der Himmel wissen warum – wo man mich hundert Male abgewiesen hatte! –: Die Frau nahm mich in Dienst.

Ich sollte ungefähr einen halben Dollar und Essen für eine Tagesarbeit erhalten. Mit dem Schlafen war das allerdings eine andere Sache, denn die Frau Offizier lebte ganz allein mit ihrer Tochter im Haus. Und wie ich anmarschiert kam, sah ich etwas gemeingefährlich aus, das muss schon gesagt sein. Ich hatte ein paar struppige Bartstoppeln ins Gesicht gezeichnet wie der komische Mutt in der «New York World». Das Hütlein, das meinen verwil-

derten Haarschopf bedeckte, hatte ich einem armseligen Vogelscheuchenmann vom Strohkopf gestohlen. Das Hemd war noch ein Andenken an Bayard Street in New York im Allgemeinen und an den Secondhand-Juden Solomon im Besonderen. Es hatte bereits verschiedene Gräben und Bäche mit einer neuen Gattung von Infusorien beschenkt.

Meiner Landstrasseneleganz wies man demzufolge vorerst einen weich überpolsterten Schragen in einer benachbarten Scheune an. Ein warmes Bett! – Ich hätte gar zu gern gedankt, brachte es aber nur zu einem eigentümlichen Schlucken. Diese Nacht lag ich denn allein in der Tenne. Nichts regte sich als zuweilen ein nachtschlafendes Huhn, das von irgendwoher in den Schober geraten war und das im Traum leise gackerte und mit den ungeschmeidenen Flügeln schlug, so dass diese fledermausartige Schatten an die Wand warfen. Nichts regte sich als das und mein Gewissen und ein unendliches Liebesbedürfnis in mir. Und wie ich so zerquält auf dem Lager wachte, da wusste ich auf einmal, dass das Schlucken von vorher ein unterdrücktes Weinen gewesen war ...

Am andern Morgen begann meine Tätigkeit. Mir wurden ein Karst, ein paar Kartoffelsäcke und zuletzt eine reichlich zerschlissene Oberhose zugeteilt, und zwar von der Frau Offizier. Dann rief diese ins Haus hinein nach ihrer Tochter, die ich bis jetzt nicht zu Gesicht bekommen hatte. Ich stellte mich linkisch und in einem himmelschreienden Englisch vor. Das verdammte Würgen sass wieder in der Kehle. Vielleicht kam es vom Morgenimbiss her, den ich soeben hastig, auf der Kellertreppe sitzend, zu mir genommen hatte. Vielleicht ... Jedenfalls war es mir sehr unbequem, und ich schaute nicht sehr anständig drein. Das Fräulein Tochter schien das auch zu denken. Ihre Augen begegneten mir wie ein geländeabsuchender Scheinwerfer und, weiss der Teufel: Zu allem inneren Elend hin wusste ich plötzlich, dass diese Augen sehr schön waren.

Das Fräulein begleitete mich in den Acker hinaus. Hier belehrte sie mich über meine Obliegenheiten. Wie sie das tat, war ich schulbubenrot im Gesicht und sagte immer wieder so blödsinnig wie möglich: «Yes Miss ... very well», und dann schleuderte ich den Karst wie besessen durch die Luft und die unheilvollen Zinken tief in den Boden hinein. Schrack! steckte ein halbes Dutzend Knollen daran. Sie lächelte gutmütig, und richtig, dann nahm sie mir beinahe andächtig die Mordwaffe aus der Hand, deren Stiel ich in ohnmächtiger Wut umklammert hielt, und hieb deren blinkende Zähne graziös hinter die nächste Staude ein. Nachher zog sie den solid eingehackten Karst mit raschem Ruck vorwärts, und siehe da: Ein Dutzend goldgelber Grundbirnen kollerten über die aufgerissenen Ackerschollen, und nicht eine war blessiert. «So!» ... Und sie gab mir die Waffe zurück und schritt langsam dem Hause zu.

Bis mittags hatte das Vagabundenknechtlein das Abc des Kartoffelgrabens glücklich hinter sich. Ein glückliches Schweisstropfengesicht und ein prall gefüllter Sack standen gut dafür.

Die Madame Mutter rief den Hungrigen zum Essen. Sie stellte mir eine wohlproportionierte Schüssel voll dampfender dicker Erbsensuppe vor. Die Tochter stand beobachtend neben mir und lächelte wieder. Dann tauschten die Frauen einen verständnisinnigen Blick aus, und die Tochter holte ein Rasierzeug vom Herrn Papa herbei. Und nach der Erbsensuppe, der ein mehr wie faustgrosses Stück derben, saftigen Hammelfleisches folgte, begann ich mich einzuseifen, als ob ich die Erdkugel putzen müsste. Alsodann wurde der wochenalte Kalifenbartanflug in vehementen Angriff genommen, bis ich – wie aus dem Ei geschält und poliert wie eine Spiegelschwalbe – vor meinen Damen aufleuchtete, die mit rührender Bewunderung dieser Raupenentschälung beiwohnten.

Am späten Abend schleppte ich drei Säcke voll Erdsegen nach der Kellerhurde und hatte mein erstes kanadisches Halbdollarstück verdient. Da wagte ich mich heraus, fünfundzwanzig Cents Vorschuss zu erbitten, und liess mir beim nächsten Barbier, dessen Wahrzeichen, ein weiss und rot bemalter Pfosten, von Weitem sichtbar war, das Haargestrüpp zurechtstutzen. Nachher schlich sich seine Vagabundenhoheit nach der Scheune.

Aber da war eine Veränderung eingetreten! Auf dem Schragen lagen, beinahe zärtlich ausgebreitet, ein reines wollenes Soldatenhemd, ein sonntäglich herausgebügelter Gentleman's Anzug und ein Paar funkelnagelneue Offiziersschuhe. Sogar ein bis auf die Halsnummer korrekter Leinenkragen und eine fürnehme Krawatte, ebenso fürnehm, wie sie mein Vater jeweils zu den bald jährlich sich wiederholenden Kindstaufen trug, garnierten die weihnachtliche Bescherung. Und wie ich diese saubern Siebensachen offenen Mundes sprachlos bestaunte, so dass selbst das vornächtliche Huhn, das sich in den gleichen Winkel hineingebuddelt hatte, vor lauter Respekt sein traumtiefes Gackern unterliess, kam das Fräulein Tochter zu mir herein. Ich wurde ganz offiziersmässig instruiert, mich ohne Verzug umzukleiden und in die Villa hinüberzukommen. Dort hatten die guten Frauen bereits ein Kämmerlein für mich hergerichtet. Erst musste ich mich in meiner mächtig feinen Montur gehörig beaugapfeln lassen, und dann wurde ich bis vor die Tür meines ersten Heims auf dem amerikanischen Kontinent begleitet. Ich trat ein. Das freudige Licht eines Öllämpchens spazierte durch meine Stube. Zärtlich schauten meine feuchten Augen über die ganze stille Herrlichkeit. Ich trat ans Fenster, das dicht wie ein Taubenschlag unter dem Giebel lag. Durch schneeweisse Spitzengardinen strömte wie Atemhauch der Himmelsnacht Mondsilber und Sternengold. Von den Vorhängen rieselte der Glanz nieder und war wie das Niederfallen eines unendlich feinen Schleiers. Das Zimmer war eitel Duft und Schimmer. Mit einem Leuchten in mir und um mich legte ich mich endlich zu Bett. Das Letzte, was ich vor dem Einschlafen erblickte, war ein Madonnenbildnis neben meinem Bett, über das der keusche Schleier von Mond- und Sternennacht einen zauberhaften, durchsichtigen Firnis legte.

Am Morgen weckten mich das Schmettern einer Trompete und ein singender Trupp Soldaten, der unter meinem Fenster vorbeizog. Wie ich die Gardinen auseinanderschob, sah ich die Sonne hinter den roten Backsteinmauern der Kaserne und hinter hundert Soldatenzelten aufsteigen. Die Zelte bauschten sich unter dem Andrang des jungen Windes, und, umworben vom goldigen Spiele der Sonne, sahen sie aus wie Meeresleuchten in der Stunde der Flut. Die sonst so graue Landstrasse hatte sich in einen goldenen Weg verwandelt, denn jedes Stäubchen war ein Goldkorn geworden. Der Schienenstrang, der schnurgerade daneben herlief, blitzte vorüber wie ein Silberpfeil und verlief sich in einem Walde, der noch in zarten Nebeln stand. Wie ich diese auf der Erde hinfliegenden und hinschimmernden Eisenschienen sah, war es mir unwillkürlich, als müsste ich sie klingen hören und als blitzten sie mir zu, wieder auf den eichenen Querbalken mitzureisen, in die Ferne hinein. Den Vagabunden packte wirklich das Wanderheimweh an, trotz all dem zuteil gewordenen Glück. Aber da fiel mein Blick wie unter einem fremden Zwang auf die Madonna neben mir an der Wand. Es war die Nachbildung eines Meisterwerks von Rubens. Der Hintergrund im schwärzlichen Schatten, Gesicht und Körper wie aus Marmor herausgemeisselt. Die Madonna hatte, das sah ich jetzt, eine seltsame Ähnlichkeit mit der Tochter der Frau Offizier. Und so liess der Vagabund die Gardinen wieder über das Fenster gleiten und beschloss zu bleiben. Bevor ich mein Zimmer verliess, nahm ich das Bild behutsam von seiner Höhe herab und küsste es erst schüchtern, dann aber, weil es sich's so ruhig gefallen liess, herzhaft. Und was ich so herzhaft küsste, war der Mund

WETTBEWERB

Zweiter Weltkrieg

Bereits seit 1935 untersuchte der damalige Chef der Abteilung für landwirtschaftliche Produktion und Hauswirtschaft und spätere Bundesrat, Friedrich Traugott Wahlen, inwiefern die Schweiz sich selbst durch vermehrten Ackerbau mit Nahrungsmitteln versorgen könnte. Am 15. November 1940 hielt er einen Vortrag und teilte der Öffentlichkeit seinen Plan mit.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 98

der Madonna. Ganz glücklich und doch ein bisschen wehmütig zu lächeln begann sie da. ‹Natürlich!› dachte ich und schaute betrübt vor mir her: ‹So ein armes Knechtlein ... und das vemisst sich, eine Madonna zu küssen!›

Und dann ging ich mit laut klopfendem Herzen und wie unter schwerer Schuld die Treppe hinunter. Ich dachte an Marguerite, die Offizierstochter...

Zwei Tage später war ein Sonntag. Meine zwei Wohltäterinnen hatten unterdessen meine Lebensgeschichte stückweise aus mir herausgeholt. Das brachte mich ihnen näher und näher. Es war eine gar triste Geschichte, die ich ihnen in einem noch tristern Englisch vorbrachte. Ich kann sie selber nicht so recht begreifen, obwohl sie mein Eigenstes ist. Ich will sie jetzt nicht erzählen. Ein anderes Mal vielleicht, wenn wir in meinem Heimatland und nicht in einem fremden Lande beisammen sind. Dort erst wird uns in älteren Jahren unsere Jugend mit ihrem Irr- und Fehlgehen verständlicher werden. Im fremden Lande hingegen rückt sie weiter und weiter weg, und ihre Tiefe ist die Tiefe einer Zisterne, aus der man nur mit Mühe einen gefüllten Eimer herauszuwinden vermag.

Am erwähnten Sonntag sass ich mit Marguerite im Diningroom. Marguerite erteilte mir aus einem dicken Vokabelnbuch englischen Unterricht. Es setzte einen heidenmässigen Drill ab. Dabei fand meine Lehrerin immer noch Zeit, meine Fingernägel zu manikürieren. Dass mein Gesicht dabei wie eine Polierscheibe aussah, wird ein jeder begreiflich finden.

Am Nachmittag brachte sie mich in einen presbyterianischen Gottesdienst. Da sassen auf langen Reihen nüchterner Bänke viele Leute mit fremden, sehr ernsten Gesichtern, und die Orgel spielte. Die Männer waren alle glatt rasiert, und manche sahen aus, als wären sie dem Grab entstiegen.

Die liebe Marguerite hatte ihren eigenen Kirchensitz. Der war wie eine allen Firlefanzes enthobener, streng aussehender Thronsessel und war dicht unter der Kanzel neben dem der Pfarrersfamilie. In unmittelbarer Nähe, in der Männerreihe, sass ein schlankes, übergrosses Individuum in der stramm sitzenden Uniform eines britischen Landoffiziers. Das Individuum, das steif wie ein Zuckerhut und wie ein hölzerner Heiliger aussah, war mir vor der Kirchentür von Marguerite als Mister Smithson vorgestellt worden.

Mister Smithson sang aus einem kleinen und eleganten Gesangbuch und machte schöne und fromme Augen nach Fräulein Marguerite hinüber. Sein Hals blieb dabei stocksteif wie ein Flintenstöpsel, und der Kopf, der aus lauter Epauletten und vergoldeten Knöpfen herauswuchs, nahm sich aus wie eine ins Oval gezogene, liebenswürdige Seifenblase, die jeden Augenblick zu platzen schien. Ich muss schon gestehen: Das Smithson'sche Exemplar von Mensch ärgerte mich gewaltig, und ich gebe ihm die Schuld, dass mir von der ganzen Predigt kein blasser Schimmer geblieben ist.

Was das Schönste war: Beim Mittagessen war auch ein Besteck für Oberleutnant Smithson aufgelegt. Es dauerte nicht lange, und die Seifenblase öffnete ihren Mund und war äusserst vergnügt, unter uns Platz nehmen zu dürfen. Sie war dabei nicht zerplatzt, schien im Gegenteil unempfindlich wie ein Fussball zu sein, da Herr Smithson in mir weder den Konkurrenten noch sonst eine ins Gewicht fallende Persönlichkeit zu erkennen schien. Ich war ihm offenbar Luft, die er hie und da mit ein paar Worten jovial anfaschelte. Herr Smithson tat eigentlich ganz familiär. Marguerite sass ihm zur Seite in einem weissen, lang herabfallenden Hauskleid. Sie hatte ein ganz rotes Köpfchen, wenn der Offizier ein paar mit dem Uhrenschlüssel aufgezogene Galanterien ablaufen liess. Die Madame Mutter aber lief emsig hin und her. Und wenn sie mit einem neuen Leckerbissen aus der Küche kam, hatte sie ein vergnügtes Lächeln um den Mund. Und auch ihr wusste der Herr Oberleutnant viel Gefälliges zu sagen. Das Poulet, sagte er, sei wirklich comme il faut, der Wein exzellent und der Pudding geradezu phänomenal ... Ich aber sah auf meine spiegelnden Fingernägel. Ich ass hastig und ungeschickt und trank Wein und Kaffee in grossen, geräuschvollen Schlücken.

Damals bin ich – wie gesagt – noch sehr naiv gewesen. Ich wollte es nicht wahrhaben, dass

dieser Offizier auf Freiersfüssen ging, noch weniger, dass er Erfolg hatte. Ich war nur des einen sicher, dass mir Marguerite die Fingernägel manikürt hatte, und das schien mir genug zu sagen.

Ich habe dann für eine ganze Woche wieder Kartoffeln ausgegraben und den Frauen hunderterlei kleine Dienste geleistet. Spät abends sass ich immer noch eine Weile in meinem Zimmer und betrachtete die Madonna. Ehe ich schlafen ging, küsste ich sie. Nachher hatte das Vagabundenknechtlein seine goldenen Träume.

Einmal, eines Nachts, als ich über einem solchen Traum erwachte, kam mir in den Sinn, dass ich zwei Säcke voll Kartoffeln nicht unter Dach gebracht hatte. Die lagen jetzt im Felde draussen im vollen Mondschein. Jemand mochte sie stehlen, oder sie waren vielleicht schon gestohlen. Man hatte in der letzten Zeit so viel von Farmdiebereien gehört. Also konnte man nicht wissen. Die ganze Sache liess mich nicht mehr zur Ruhe kommen. So stand ich denn auf und schlich mich in Hose und Hemd die Treppe hinab. Da knarrte diese ganz verräterisch auf. Vom Schlafzimmer der Frauen aus, dessen Tür immer weit offen stand, rief man meinen Namen. Einmal, zweimal. Da gab ich Antwort. «What is it?», fragte die Frau. «Nothing», sagte ich wie gewöhnlich, wenn ich nichts Besseres wusste, und stieg wieder zu meiner Kammer empor. Dabei tat ich einen scheuen Blick in das Gemach der Frauen. Ich konnte eigentlich nichts sehen als viel Mondlicht und die weisse Hand derer, die ich liebte. Diese, die eine der beiden zarten Schwestern, lag, die Finger halb geschlossen, auf der Bettdecke. Ich hätte eine Rose hineingeben mögen ...

Wieder sass ich in meinem Zimmer, ganz nervös und verliebt. Die Säcke aber da draussen auf dem Felde lagen mir doppelzentnerschwer auf dem Brustkasten. Nach Verlauf einer langen halben Stunde versuchte ich ein zweites Mal, unbemerkt hinauszukommen, um meinen Fehler gutzumachen. Und es gelang. Scheinbar wenigstens. Denn als ich bereits den zweiten Sack nach dem Keller schleppte, stand Marguerite neben der Haustür. Vor lauter Herzklopfen musste ich mich auf den Sack setzen. Sie aber trat zu mir und war wie eine aus dem Rahmen gestiegene Madonna.

Ich sah nichts als den Heiligenschein goldflimmernder Haare über ihren weissen Schläfen. Ich sah nichts wie die blaue Nacht ihrer Augen, die mir alle Besinnung raubte.

«What are you doing here?» «Was machen Sie da?», forschte sie. «Nichts, gar nichts!», vermochte ich zu stammeln. Da sah sie lächelnd auf den Sack und erriet, warum ich hier war. «Good boy!», sagte sie und legte mir für einen Augenblick die Hände auf die Schultern. Vor mir floss ihr Nachtgewand auf die Erde, und die Nacht selber war wie ein Rauch und war voller Liebesverlangen.

«Marguerite?» – «Yes!» Und dann nahm ich meine bebenden Finger von der Sacköffnung, welche diese bis jetzt umspannt gehalten hatten, und die Kartoffeln purzelten in Scharen auf die Erde. «Marguerite!» – Und es war, als ob ein Zittergras an meinem Platz stünde: «I can not say much, dear ... but, oh, I love you ...!» «Ich kann nicht gut reden, Liebste, aber, ach, ich liebe Sie!»

Dann trat ein grosses Schweigen ein. Vom Zittergras fiel eine glühende Perle und war ein Tropfen Tau und war eine Träne des Vagabundenknechtleins. Und als Marguerite das arme Knechtlein so weinen sah, liess sie sich zu mir nieder. Und im Niedergleiten legte sie ihren Arm voll um mich und küsste mich auf die Augen. Und dann sagte sie weich, aber es klang in mein Liebesleid, als ob jemand an den schweren Stahlring neben dem Haus hämmerte, eine Feuersbrunst zu melden: «Poor boy ... don't you know ... I'm already engaged to that officer!» «Armer Junge, weisst du nicht ... ich bin bereits mit jenem Offizier verlobt!» Dann küsste sie mich noch einmal auf Stirn und Augen und war ganz mitleidendes Weib. Hierauf erhob sie sich, und, selbst eine Träne im Auge, schritt sie langsam und sinnend ins Haus hinein. Der Mond und ich schauten ihr nach, bis sie ganz darin verschwunden war.

Am andern Morgen ging ich nach der Scheune hinüber, in der ich die erste Nacht geschlafen hatte. Dort zog ich meine alten Lumpen wieder an, das komische Hütlein, das durch die

Gossen gezogene Hemd, die Chaplinschuhe, deren Löcher mit Regen und Kälte auf Du waren, und die verzweifelte Chaplinhose mit dito Rock. Dann wusch ich meine brennenden Augen mit dem Wasser eines Froschgrabens, das neben der Scheune sumpfte.

Nachher ging ich zu den Frauen hinüber und erklärte, dass ich weiterreisen würde. Es gab ein langes, mütterliches Aufmicheinreden. Es half nichts. Ich wollte weitergehen ... Und als mir die Frau Offizier zum Abschied die Hand drückte und mir neben den paar verdienten Dollars noch ein paar unverdiente aufzwang, erbat ich als letzte Gunst das Bild der Madonna, das oben in der Kammer hing. Da sahen sich die Frauen an, und die Mutter schüttelte den Kopf. Doch Marguerite stieg in das bewusste Stübchen hinauf und holte das Bild und alle die schönen Sonntagskleider. Diese aber schlug ich aus, hartnäckig, verzweifelt. Nur das Bild begehrte ich. Und so wurde dann die Madonna fein säuberlich verpackt, und mit einem grossen, sorgfältig verschnürten Paket ging ich von dannen.

Marguerite kam mit, ein ganzes Stück die morgeneinsame Landstrasse hinaus. Vor einem Wäldchen, das schon tief im Herbste stand und in das hinein sich Landstrasse und Schienenstrang verlor, sagte sie mir Lebewohl. Ich werde das nie vergessen können: Für einen Augenblick küsste sie mich mitten auf den Mund.

Dann schritt der Vagabund aufrecht von der Strasse aus quer durch den roten Wald nach den klingenden Schienen hinüber.